

# Liebe

**meg donohue**

roman

# auf vier Pfoten



mtb

Leder schauen unter dem Saum des mächtigen armeegrünen Parkas hervor, der ihren Körper zu verschlucken scheint. Die Stiefel sehen aus, als wiegen sie so viel wie sie und werden mit Sicherheit noch seltener gereinigt als ihre Haare.

„Kann ich dir den Mantel abnehmen?“, frage ich, obwohl ich sie eigentlich viel lieber bitten würde, ihre Stiefel auszuziehen.

„Ich bleibe nicht lang.“ Anya schiebt den Riemen ihrer Tasche – ein schwarzes Ding aus Segeltuch mit vielen Taschen – auf ihrer Schulter höher und verschränkt dann die Arme vor der Brust.

„Nun“, sage ich. „Bitte setz dich, wo immer du magst. Wie wäre es mit etwas zu trinken? Wasser oder Tee?“

Sie schüttelt den Kopf und lässt sich auf die Couch plumpsen. Etwas in ihrem Gesicht fängt das Licht von oben auf und glitzert – ein winziges grünes Nasenpiercing, wie ich sehe, ein Stecknadelkopf an Farbe in ihrem fahlen Gesicht, wie der entfernte Lichtstrahl eines Leuchtturms in einem See aus Nebel. Unter ihrer harten Miene zeichnet sich unbezähmbare Trauer ab.

„Mein Hund ist weg“, sagt sie und starrt zu Boden. Ihre Stimme ist flach, ausdruckslos.

Mein Herz zieht sich zusammen. Das ist eine instinktive Reaktion. Alle meine Patienten haben ihre Hunde verloren; deshalb kommen sie ja zu mir. Trotzdem, jedes Mal, wenn ich die Worte höre, spüre ich den harten Stachel des Verlusts im Fleisch.

Ich setze mich ihr gegenüber auf die andere Seite des Couchtischs und sage ihr, wie leid mir das tut. Sie brennt immer noch Löcher in den Teppich mit ihrem Blick, also richte ich meine Worte an die milchige gezackte Linie von Haut, die der Scheitel in ihren Haaren freigibt. „Würdest du mir gerne von ihm erzählen?“, frage ich. „Was für ein Hund war er?“

„Nein.“ Anyas Lippen stoßen das Wort aus, doch sie schaut immer noch nicht auf. Sie fängt an, den Reißverschluss ihrer Jacke rauf und runter zu ziehen, eine Bewegung, die vor Frust nahezu vibriert.

Ich erkenne bereits, wie gut ein Hund jemandem wie ihr mit ihrer unausgeglichener Energie getan haben muss. Wie die Routine, sich um ihn zu kümmern, ihn zu füttern, mit ihm spazieren zu gehen, ihr geholfen haben muss, ausgeglichener zu sein. Allein einen Hund zu streicheln kann den Herzschlag beruhigen und Endorphine ausschütten, die eine ähnliche Wirkung haben wie Antidepressiva und Schmerzmittel. Das ist nur einer der vielen Gründe, warum manche Leute der Tod ihres Hundes so mitnimmt. Eine meiner Patientinnen hat den Verlust ihres Hundes vor Kurzem damit verglichen, von jetzt auf gleich kein Prozac mehr zu nehmen.

Das „Nein“ hängt immer noch in der Luft.

„Wir müssen nicht über deinen Hund reden“, sage ich. Manche Patienten unterdrücken ihre Gefühle – Wut und Kummer und selbst Lachen brodeln auf und aus ihnen heraus wie Wasser aus einem kaputten Hydranten. Andere brauchen Zeit, Ermutigung oder manchmal auch Schweigen, bevor sie anfangen können. „Wir können erst einmal über etwas anderes sprechen.“

Jetzt endlich schaut sie auf. Ihre Augen haben ein schlammiges Grün, die Farbe von Pflanzen auf dem Grund eines Sees. „Nein“, sagt sie erneut. „Billy ist nicht tot. Er ist nur ... weg. Ich bin nur hier, weil mein Bruder Henry mich erpresst hat.“

Ich schaue auf das offene Notizbuch in meinem Schoß. Ganz oben auf die Seite habe ich Anyas Namen geschrieben. Darunter steht: Bruder – Henry. Nun schreibe ich dazu: Hund – Billy.

Ich hatte noch nie einen Patienten mit einem vermissten Hund, ganz zu schweigen von jemandem, der behauptet, erpresst worden zu sein, um zu mir zu kommen. Die Beziehung zwischen jedem Patienten und seinem oder ihrem Hund ist einzigartig, und die Symptome der Trauer variieren, aber die Tatsache, dass der Hund tot ist, ist allen gleich.

„Wie lange ist Billy schon weg?“, frage ich. „Vierundzwanzig Tage.“

Ich schreibe das auf. „Wie schrecklich. Darf ich fragen, was passiert ist?“

Als Anya wieder anfängt, den Reißverschluss ihrer Jacke hoch und runter zu ziehen, fällt mir auf, dass auf ihren rechten Handrücken eine altmodische Kamera tätowiert ist. Innerlich zucke ich zusammen; es scheint mir eine äußerst schmerzhafte Stelle zu sein, um sie wieder und wieder mit einer Nadel zu bearbeiten.

„Was soll das schon bringen?“, fragt sie. Ihre Stimme verliert ihre Ausdruckslosigkeit und zersplittert in harte zerrissene Stücke. „Ich will ihn einfach nur finden.“ Dann, bevor ich noch etwas erwidern kann, beugt sie sich vor. Ihre Augen verfinstern sich. „Lassen Sie mich Ihnen eine Frage stellen, Frau Doktor ...“

„Oh bitte, nenn mich Maggie, ich bin keine ...“

Anya unterbricht mich, bevor ich sie daran erinnern kann, dass ich Trauertherapeutin bin und keine Ärztin.

„Maggie.“ Sie sagt meinen Namen so, wie ich mir vorstelle, dass sie „Day Spa“ oder „entkoffeiniert“ sagen würde. „Haben Sie einen Hund?“

Ich zögere nur für einen Augenblick, aber in diesem Moment sehe ich ihre Augen zwischen meinen hin und her schauen, ein kleiner Funken des Interesses in ihnen.

„Nein“, sage ich. „Aber ich liebe Hunde.“

„Sie lieben Hunde. Okay. Also sagen wir mal, einer dieser Hunde, die Sie *lieben*, verschwindet. Er ist einfach ... weg. Würden Sie zu irgendeiner Frau in die Praxis gehen und Tee trinken und darüber plaudern, wie er verschwunden ist? Oder würden Sie lieber da draußen sein ...“ – sie zeigt mit dem Daumen in Richtung der Tür, ihre Worte rauschen in einem frustrierten Zischen über ihre Lippen – „... wo sie wenigstens den Hauch einer verdammten Chance hätten, ihn zu finden?“

„Ich würde da draußen sein wollen“, erwidere ich, ohne zu zögern. Und ich möchte gerne glauben, dass es stimmt. Ich würde gerne glauben, dass ich, wenn ich dächte, Toby irgendwo da draußen in der Stadt finden zu können, nicht zögern würde. Ich würde meine Zähne zusammenbeißen gegen mein galoppierendes Herz, die Atemlosigkeit, die Angst. Ich würde durch die Straßen wandern, bis ich ihn gefunden hätte.

Anya scheint zu glauben, dass ich noch etwas sagen will, denn sie lehnt sich zurück und mustert mich durch zusammengekniffene Augen. Ich beschließe abzuwarten, aber ich interpretiere die Situation falsch, denn nach kurzer Zeit steht sie auf und schlingt sich ihre große Tasche über die Schulter.

„Wenn Henry Sie jemals wieder kontaktiert“, sagt sie, „richten Sie ihm einfach aus, dass ich hier war. Ich habe ihm versprochen, dass ich kommen würde, aber ich habe ihm nicht versprochen zu bleiben.“

„Sicher.“

Ich weiß, wie ich meine Miene ruhig halten kann, selbst wenn meine Gedanken rasen. Mein Chef im Krankenhaus in Philadelphia hat mir immer wieder gesagt, wie gefährlich es sein kann, sich zu sehr auf seine Patienten einzulassen. Emotionale Distanz ist wichtig, hat er mich wieder und wieder ermahnt. *Sie ist wichtig für den Prozess.* Ich war nie gut darin, seinem Rat zu folgen, was ohne Zweifel der Grund dafür war, dass er sich so oft wiederholt hat. Ich kann es mir nicht leisten, Patienten zu verlieren, aber noch wichtiger ist, dass alles an Anya – ihre Wut, der leere gehetzte Ausdruck in ihrem Gesicht, die Traurigkeit, die darunter lauert, ganz zu schweigen von ihrer offensichtlichen Missachtung jeglicher Hygiene – mir Sorgen macht. Ich will ihr helfen. Ich muss ihr helfen. Ich kann nicht zulassen, dass sie geht.

„Bevor du gehst“, sage ich, „hast du ein Foto von Billy? Ich könnte es an die Tierschutzorganisationen schicken, mit denen ich in Verbindung stehe, und nachfragen, ob irgendjemand ihn gesehen hat.“ Ich sage das leichthin, als wäre es nur eine Idee.

Anya zögert. Dann fängt sie an, in ihrer Tasche zu wühlen. „Hier.“ Sie hält mir einen kopierten Flyer hin. Ich hoffe, dass sie sich wieder setzt, aber sie steht einfach nur da und beobachtet mich, während ich den Zettel lese.

Die Worte BILLY RAVENHURST WIRD VERMISST schreien mich in großen Blockbuchstaben vom oberen Teil der Seite an. Und dann: 100 DOLLAR BELOHNUNG FÜR JEDLICHE INFORMATION. Darunter ist ein Foto eines Hundes abgebildet, der durch die Luft springt, den Kopf so gedreht, dass er direkt in die Kamera schaut. Der Wind verfängt sich in einer seiner Wangen, was ihm ein schelmisches Grinsen verleiht. Ich hatte mir Billy als stoischen Schäferhund oder als raubeinigen Pitbull-Mischling vorgestellt – etwas, das zu Anyas harter äußerer Schale passte –, aber wie sich herausstellt, ist er klein und rauflostig mit borstigem weißem Fell, schelmischen schwarzen Augen und – selbst mitten im Sprung – mehr als nur einer leichten Ähnlichkeit mit Albert Einstein.

Ich schaue von dem Flyer auf und sehe Anya an. „Bist du Fotografin?“

„Nein, ich habe mal fotografiert, aber jetzt nicht mehr.“ Sie verschränkt die Arme. „Wie auch immer. Das ist nur ein Bild.“

Ich lege den Flyer mit Billys Foto auf den Couchtisch und tippe mit dem Finger darauf. Anyas Blick gleitet darüber hinweg.

„Das hier wirkt auf mich nicht wie ‚nur ein Bild‘“, sage ich. „Nur durchs Anschauen habe ich das Gefühl, Billy zu kennen. Es ist wunderschön. Ich würde alles dafür geben, so ein Foto von meinem Hund Toby zu haben.“

Anya sieht mich an.

„Er ist gestorben“, sage ich. „Vor neunundneunzig Tagen.“ Ich merke, wie sich etwas in mir löst und außer Reichweite springt. Ich habe noch nie einem meiner Patienten von Toby erzählt, und ich weiß nicht, warum ich es bei Anya tue. Die Worte kommen einfach aus mir heraus.

Als ich mich zwingen aufzuschauen, fällt Anyas Miene kurz in sich zusammen und richtet sich dann so schnell wieder auf, dass ich mich frage, ob ich es mir nur eingebildet habe. Aber dann geht sie zurück zur Couch und setzt sich. Ich bin erleichtert.

„Mein Bruder Clive denkt, ich bin hundeverrückt“, sagt sie.

„In dieser Praxis“, erwidere ich ernst, „nennen wir das ‚hundenormal‘.“

Anyas Lippen zucken. *Ist das der Anflug eines Lächelns?* Ich spüre, dass sich etwas zwischen uns verändert. Der Spruch war nur ein Witz, aber ich habe es auch ernst gemeint. Es ist wichtig, dass meine Patienten wissen, dass sie nicht allein sind mit ihren tiefen Gefühlen für ihre tierischen Gefährten. Unsere Hunde sehen uns in unseren besten und in unseren schlimmsten Phasen und lieben uns mit unvergleichlicher Hingabe. Wir teilen unser Leben mit ihnen. Sie kennen unsere tiefsten dunkelsten Geheimnisse, Dinge, die manchmal die uns am nächsten stehenden menschlichen Vertrauten nicht einmal ahnen. Niemand sollte sich dafür schämen, Gefühle für ein anderes Lebewesen zu haben und am Boden zerstört zu sein, wenn ein Freund weg ist. Was könnte normaler sein als Liebe?

Ich notiere mir den Namen Clive in meinem Notizbuch und frage Anya, ob schon jemand auf ihre Flyer reagiert hat.

„Ja“, sagt sie, „aber bisher ist nichts dabei herausgekommen. Henry meint, die Belohnung ist zu hoch und lockt die Lügner aus dem Wald hervor.“

„Warum, glaubst du, hat dein Bruder dir vorgeschlagen, zu mir zu kommen?“

Anya verdreht die Augen. „Vorgeschlagen? Er hat mich *gezwungen*. Wenn ich nicht zu Ihnen gekommen wäre, hätte er meiner Großmutter erzählt, dass er sich Sorgen um mich macht – um meine *mentale Gesundheit*. Meine Großmutter ist alt und krank, und das Letzte, was sie braucht, ist, sich meinetwegen aufzuregen. Wie auch immer, ich glaube, Henry fühlt sich einfach schuldig. Er zieht nächsten Monat nach Los Angeles und versucht, alle losen Enden zu verknüpfen, bevor er abreist. Wenn er mich dazu bringt, zu Ihnen zu kommen, kann er sich einreden, er hätte versucht, mir zu helfen.“

Ich mache mir eine kleine Notiz über ihre Großmutter und notiere mir dann noch, dass ihr Bruder wegzieht. „Stehen du und Henry euch nahe?“, frage ich.

Sie zuckt mit den Schultern. „Schätze schon.“

„Warum, glaubst du, macht er sich Sorgen um dich?“

Anya fängt an, am Nagel ihres Zeigefingers zu knabbern, und jetzt erst fällt mir auf, dass alle ihre Nägel bis zum Nagelbett runtergebissen sind. Einige sind blutig, andere nur zerfetzt.

Ich frage sie, ob sie Probleme hat zu schlafen, und ihre Augen schießen zu mir herum.

„Könnten Sie schlafen, wenn Ihr Hund vermisst würde?“, fragt sie. „Wenn Sie einfach eines Tages von der Arbeit nach Hause kämen, und er wäre weg?“

*Das erklärt die dunklen Ringe unter den Augen.* Ich kann ihr das nicht vorwerfen; in letzter Zeit habe ich auch nicht gut geschlafen. Wenn ich endlich in den frühen Morgenstunden wegdämmere, hoffe ich immer, Toby in meinen Träumen zu sehen. Doch das tue ich nie, und dann wache ich mit einem leeren Gefühl auf, das seine Abwesenheit nur noch mehr betont.

Angesichts Anyas vogelscheuchenartiger Gliedmaßen und eingefallener Wangen schätze ich, dass sie auch nicht viel isst.

Anstatt einer Antwort frage ich: „Ist es so passiert? Du bist nach Hause gekommen, und Billy war fort?“

„Ja, aber er ist nicht weggelaufen. Das hätte er nie gemacht. Ich gehe immer ohne Leine mit ihm, und er entfernt sich nie mehr als ein paar Schritte von mir.“ Sie fängt wieder an,

mit dem Reißverschluss ihres Parkas zu spielen.

„Wenn er nicht weggelaufen ist – was glaubst du dann, was passiert ist?“

„Jemand hat ihn gestohlen.“ Sie reckt ihr Kinn, fordert mich heraus, ihr zu widersprechen.

„Das ist ja schrecklich! Ist jemand eingebrochen? Sind noch ... andere Dinge weggekommen?“

„Nein, nein.“ Sie wendet den Blick ab, und ihre Schultern sacken zusammen. Dann atmet sie tief durch, und als sie wieder spricht, klingt sie erschöpft. „Ich weiß, was Sie denken. Wer würde einen alten Köter klauen? Glauben Sie mir, meine Brüder haben kein Blatt vor den Mund genommen, um mir zu sagen, wie verrückt das klingt. Aber alles andere ergibt keinen Sinn. Billy würde nicht weglaufen, also muss ihn jemand gestohlen haben. Er ist irgendwo in dieser Stadt, und ich werde ihn finden.“ Sie erzählt mir, dass sie in den letzten vierundzwanzig Tagen jeden Morgen durch die Stadt gelaufen ist und nach ihrem Hund gesucht hat.

Ich kann nicht anders, als innerlich ihren Brüdern zuzustimmen. Wer würde in ein Haus einbrechen und einen Hund, aber sonst nichts stehlen? Das ergibt keinen Sinn. Ich beschließe, diesen Teil ihrer Geschichte für den Moment beiseitezulassen.

„Begleitet dich jemand auf diesen Spaziergängen?“, frage ich. Es scheint mir ein ziemlich einsames Unterfangen zu sein. Ich frage mich, ob sie wirklich glaubt, eine Chance zu haben, ihren Hund zu finden. Oder ob nach ihm zu suchen nur eine Möglichkeit ist, beschäftigt zu bleiben, ihre Gedanken von der Realität abzulenken, dass sie ihn vermutlich nie wiedersehen wird. Menschen machen alles Mögliche, wenn sie trauern – immer wenn ich denke, ich hätte jeden Bewältigungsmechanismus, den es gibt, gehört, taucht ein neuer auf.

„Henry ist am Anfang ein paarmal mitgekommen, aber in letzter Zeit weigert er sich. Mein Bruder Terrence behauptet, er wäre zu beschäftigt. Und Clive hält es für Zeitverschwendung. Er mag Hunde nicht mal.“

„Über Geschmack lässt sich nicht streiten.“

Anyas Lippen pressen sich wieder zu diesem angespannten überraschten Lächeln zusammen. „Alle finden, ich sollte aufhören, nach Billy zu suchen, und akzeptieren, dass er weg ist“, sagt sie. „Als wenn ich einfach beschließen könnte, ihn zu vergessen.“ Sie zuckt mit den Achseln. „Es ist mir egal. Wenn ich das alleine tun muss, tue ich es alleine. Aber ich werde ihn finden.“

Ich erkenne jetzt, dass Henry Ravenhurst diesen Termin in der Hoffnung vereinbart hat, ich würde seine Schwester davon überzeugen, dass ihr Hund tot ist. Er will, dass ich Anya helfe weiterzumachen. Aber wer bin ich zu sagen, dass Anya ihren Billy nicht finden wird? Vor Jahren hatte ich auf Empfehlung eines Tierarztes einen Mikrochip unter Tobys Haut einpflanzen lassen, damit er identifiziert werden könnte, sollte er mal verloren gehen. Die Herstellerfirma des Mikrochips schickt mir immer noch E-Mails voller Geschichten von Familien, die Jahre, nachdem der gechippte Hund weggelaufen war, mit ihrem Liebling wiedervereint wurden. Erst heute Morgen habe ich wieder eine solche E-Mail erhalten. Diese Sachen, diese unglaublichen, wie aus einem Disneyfilm stammenden Wiedervereinigungen, passierten tatsächlich.